



JAN KEUPP/ROMEDIO SCHMITZ-ESSER (HG.)

# **Neue alte Sachlichkeit**

**Studienbuch  
Materialität des Mittelalters**

Jan Thorbecke Verlag

Gedruckt mit Unterstützung  
der Deutschen Forschungsgemeinschaft

Für die Schwabenverlag AG ist Nachhaltigkeit ein wichtiger Maßstab ihres Handelns.  
Wir achten daher auf den Einsatz umweltschonender Ressourcen und Materialien.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten  
© 2015 Jan Thorbecke Verlag der Schwabenverlag AG, Ostfildern  
[www.thorbecke.de](http://www.thorbecke.de)

Umschlaggestaltung: Finken & Bumiller  
Gestaltung, Satz und Repro: Schwabenverlag AG, Ostfildern  
Druck: Memminger MedienCentrum, Memmingen  
Hergestellt in Deutschland  
ISBN 978-3-7995-0629-8

# Inhalt

- 7     **Vorwort**
- 9     **Einführung in die „Neue alte Sachlichkeit“:  
Ein Plädoyer für eine Realienkunde des Mittelalters in  
kulturhistorischer Perspektive**  
JAN KEUPP UND ROMEDIO SCHMITZ-ESSER
- 47    **Verselbständigter Sinn: Die Wiener Adlerstola**  
JAN KEUPP
- 77    **Kommunikation mit wem?  
Die Bleitafel des Bremer Bischofs Leuderich**  
ROMEDIO SCHMITZ-ESSER
- 101   **Pilgerzeichen  
Zwei Bleitafelchen zwischen Erinnerungsstück und  
quantifizierter Glaubensleistung**  
JOCHEN JOHRENDT
- 117   **Kostbare Seide als Zeichen rechtmäßiger Gewalt:  
Das Kölner Stadtbanner**  
MALTE PRIETZEL
- 141   **Die Wiener Neustädter Wappenwand**  
JÖRG SCHWARZ
- 163   **Ein mittelalterlicher Zentralbau**  
MATTHIAS UNTERMANN
- 191   **Alle über einen Kamm geschert?  
Zwei Kämmen im Vergleich zwischen Gebrauchs- und  
Prestigeobjekt**  
THOMAS KÜHTREIBER UND ELISABETH VAVRA

- 221**      **Gebrauchsgegenstand und Symbol.  
Die Unterhose (Bruoch) aus der Gewölbezwickelfüllung  
von Schloss Lengberg, Osttirol**  
BEATRIX NUTZ UND HARALD STADLER
- 251**      **Wenn der Geist aus der Flasche gelassen wird:  
Eine kleine tragbare Flasche und ihre vielen  
Deutungsmöglichkeiten**  
CHRISTINA SCHMID
- 285**      **Text und Schrift als „Realien“: Intermedialität und  
Innovation in einem Göttweiger Kopialbuch**  
ANDREAS ZAJIC
- 309**      **Die Realie im Text, oder:  
Wie man auch ohne Beine nach Rom kommt**  
ACHIM THOMAS HACK
- 335**      **Die Konstruktion des Wissens:  
Eine römische Gemme aus einem mittelalterlichen Grab  
vom Petersberg bei Flintsbach/Inn, Oberbayern**  
THOMAS MEIER
- 367**      **Eine Warnung zu guter Letzt:  
Der Ring von Paußnitz**  
JAN KEUPP UND ROMEDIO SCHMITZ-ESSER

## Vorwort

Mit dem vorliegenden Band freuen wir uns, die Erträge einer dreijährigen inspirierenden Arbeit im Netzwerk ‚Neue alte Sachlichkeit. Realienkunde des Mittelalters in kulturhistorischer Perspektive‘ in gedruckter Form dingfest, greifbar und hoffentlich auch handhabbar machen zu können. Zugleich hoffen wir mit den Worten von Michel Foucault, dass „die materielle Einheit des Bandes“ tatsächlich eine „schwache, nebensächliche Einheit“ bleiben möge „im Hinblick auf die diskursive Einheit, der sie Unterstützung verleiht“. Denn dieses Studienbuch soll die mediävistische Sachkulturforschung gerade nicht in monumentaler Nachhaltigkeit zum Abschluss bringen, sondern eine andauernde Debatte stimulieren, an der sich die Netzwerkteilnehmerinnen und -teilnehmer auch in Zukunft gerne beteiligen.

Neben den – hier ausnahmsweise einmal nicht berücksichtigten – materiellen Netzwerkentitäten haben zahlreiche Akteure und Institutionen in dankenswerter Weise am Entstehen dieses Studienbuchs mitgewirkt. Idee und Zuschnitt des Vorhabens nahmen während der gemeinsamen Tätigkeit der Herausgeber am Münchener Lehrstuhl von Prof. Dr. Knut Görich Gestalt an, wo eine stets anregende Atmosphäre unsere Arbeit ins Rollen brachte. Seine Realisierung im Format eines ‚Wissenschaftlichen Netzwerks‘ verdankt sich der großzügigen Förderung durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft, nicht zuletzt aber den spontanen und enthusiastischen Zusagen aller hier versammelten Autorinnen und Autoren. Dankbar blicken wir auf die herzliche und zuvorkommende Aufnahme an unseren vier Tagungsorten zurück: Zum Auftakt fanden wir am vertrauten Münchner Institut für mittelalterliche Geschichte wohlwollende und kollegiale Unterstützung. Herrn Prof. Dr. Stefan Tebruck (Gießen), der uns mit einem Impulsreferat vor den Fähnissen zirkulärer Objektdeutung warnte, schulden wir an dieser Stelle besonderen Dank. Die Münze Hall in Tirol und die Stadtarchäologie Hall in Tirol gaben uns beim zweiten Arbeitstreffen in Hall in Tirol die Gelegenheit, in den historischen Mauern der Burg Hasegg zu tagen und hier die Arbeit mit Realien an der Kontaktstelle zwischen Geschichte und Archäologie direkt in situ kennenzulernen. Eine ideale Arbeitsatmosphäre gewährte uns das Internationale Wissenschaftsforum Heidelberg – den begehrten Blick aufs Schloss eingeschlossen, wo uns Frau Dr. Elisabeth Huwer im Deutschen Apothekenmuseum die enge Interdependenz von Menschen und Dingen einmal mehr vor Augen führte. Besonderer Dank gebührt schließlich dem Institut für Realienkunde des Mittelalters und der Frühen Neuzeit an der Universität Salzburg für die umfangreiche Organisation des vierten Arbeitstreffens in Krems an der Donau mit einem Einblick in die Arbeit in und mit den Denkmälern vor Ort in Krems und Stein wie der Gozzoburg und dem Dominikanerkloster. Die großzügige und herzliche Unterstützung vor Ort hat uns bei allen vier Zusammenkünften ein Arbeitsklima ermöglicht, in dem intensiv, beizeiten auch

durchaus kontrovers, vor allem aber sehr offen und konstruktiv über die materielle Kultur des Mittelalters nachgedacht werden konnte.

Die Übersetzung der Manuskriptfassungen in das Format eines Sammelbandes wäre nicht ohne die tatkräftige Mithilfe des Jan Thorbecke Verlags und insbesondere seines Leiters Jürgen Weis gelungen. Zahlreiche Institutionen haben uns durch die Bereitstellung von Bildrechten unterstützt. Bildrecherche und Vorlektorat lagen in den Händen von Frau Theresa Rudolph, deren Engagement und Exaktheit uns mehr als einmal bewunderndes Erstaunen abgenötigt hat. Die Abrechnung der Kosten erledigten schließlich Frau Barbara Kober (München) und Frau Manuela Brück (Münster) mit routinierter Gründlichkeit. Ihnen und allen Beteiligten sprechen wir unseren sehr herzlichen Dank aus!

# **Einführung in die „Neue alte Sachlichkeit“: Ein Plädoyer für eine Realienkunde des Mittelalters in kulturhistorischer Perspektive**

JAN KEUPP UND ROMEDIO SCHMITZ-ESSER

„Ein Ring, sie zu knechten, sie alle zu finden, ins Dunkel zu treiben und ewig zu binden, im Lande Mordor, wo die Schatten drohn.“<sup>1</sup> Der hiermit für jeden Tolkien-Freund klar umrissene Ring entscheidet das Schicksal einer ganzen Welt; in diversen Ausfertigungen gibt es den ‚einen‘ Ring für Fantasy-Fans zu kaufen und die Verfilmung des „Herrn der Ringe“ durch Peter Jackson hat diesem Hype erst richtig Schwung gegeben. Solche magischen Ringe hat auch das Mittelalter hervorgebracht: Der Ring von Paußnitz, über den wir am Ende dieses Bandes noch nachdenken wollen, lässt sich ebenfalls als Replik an der Hand tragen.<sup>2</sup> Doch mittelalterliche Objekte verfügen in der Regel nicht über eine beigegebene Prophezie wie diejenigen, die aus der literarischen Realie einen in seiner Sinnggebung klar entschlüsselbaren Gegenstand machen. Dringend wird eine versachlichte Debatte über die materielle Kultur des Mittelalters in der Mediävistik benötigt und der vorliegende Band möchte dazu einen Beitrag leisten. Er soll Studentinnen und Studenten verschiedenster historischer Fachgebiete einen Leitfaden an die Hand geben, wie man kulturhistorische Studien mit und aus Objekten heraus schreiben kann.

Dieser Band entstand als Ergebnis der Arbeiten des von den beiden Herausgebern geleiteten DFG-Netzwerks „Neue alte Sachlichkeit. Realienkunde des Mittelalters in kulturhistorischer Perspektive“. Die hierin behandelten Objektbeispiele spannen dabei einen großen Bogen zwischen sehr verschiedenen Objekttypen: Es handelt sich – vom Kirchenkomplex bis zum Schmuckstein – um sehr große und sehr kleine Realien, die unterschiedlichste Stofflichkeit besitzen und sehr unterschiedliche Fundkontexte, Objektgeschichten und Aufarbeitungsgrade in der Mediävistik aufweisen. Nur eines haben die Objekte gemeinsam: Ihre dingliche Existenz muss gewährleistet sein; ein rein literarischer Gegenstand wie der Ring aus Tolkiens Mittel Erde findet sich hier nicht. Allerdings betrachtet Achim Hack in seinem Beitrag ein Artefakt, an dessen Existenz im 15. Jahrhundert zwar kaum ein Zweifel bestehen kann, das aber nur mehr textuell überliefert wird und somit nicht mehr direkt sensorisch erfahrbar ist. Damit zeigt sich zugleich die methodische Vielfalt der Zugriffe, für die wir Leserinnen und Lesern mit dieser Einleitung ein zusätzliches theoretisches Rüstzeug bereitstellen möchten. Gerade durch die Vielfalt von Ansätzen und Exempeln hoffen wir, einen möglichst breiten Einblick zu gewähren, der eine eingehende Beschäftigung mit der materiellen Hinterlassenschaft des Mittelalters ermöglicht. Ein kulturgeschichtlicher Ansatz kombiniert mit



der Betrachtung eines Einzelobjekts steht dabei im Zentrum der hier vorgeschlagenen Herangehensweise.

Die Frage nach dem kulturellen Wert, den eine Sache für die Erzählung mittelalterlicher Geschichte besitzt, fordert sogleich einen gewichtigen Widerspruch heraus: Die Beschäftigung mit ‚Realien‘ erweckt stets den Anschein der Naivität. Das Objekt biete, so etwa die Meinung von Mediävisten älteren Schlages wie Percy Ernst Schramm oder Ahasver von Brandt, einen direkten Blick auf das Mittelalter. Als Überrest sei es stets der verschriftlichten Historiographie, der intentional gefärbten Traditionsquelle, als Zeugnis der Vergangenheit überlegen. Wir möchten hier vorschlagen, diesem freilich unhaltbaren Urteil zwar keinesfalls zu folgen, zugleich aber die Naivität im Umgang mit dem Objekt als Hilfe bei der Fragestellung und beim Heben des kulturhistorischen Wertes des „Dings“ kreativ zu nutzen. → 11 ■

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ging das Interesse in der Mediävistik an Oberhaupt und Verfassung des Reiches allmählich zurück, während der Blick auf Sozialstruktur, Alltag und kulturelle Sinngebungen der Epoche Konjunktur erhielt. Auch das Dingliche hat hier nachgezogen, nachdem die Mittelalterarchäologie in den letzten Jahrzehnten entscheidende Fortschritte in methodischer und quantitativer Hinsicht gemacht hat.<sup>7</sup> Mit dem Quantensprung der Nachbardisziplin stellt sich jedoch zunehmend die Frage, welche Folgen deren Funde und Befunde für die Geschichtswissenschaft haben werden. Gibt es also parallel zu den anwachsenden Beständen an bekannten mittelalterlichen Realien auch eine proportional zunehmende Erforschung der mittelalterlichen Sachkultur? Die Antwort lautet bedrückenderweise: nein. Im deutschsprachigen Raum besteht mit dem Institut für Realienkunde des Mittelalters und der Frühen Neuzeit an der Universität Salzburg nur eine einzige außermuseale Forschungseinrichtung, die den Realien nachgeht und sie in übergreifender Weise zu strukturieren und zu verstehen sucht. Es freut uns deshalb ganz besonders, dass das Institut mit gleich dreien seiner Mitarbeiter an dem Projekt, dem dieser Sammelband entsprang, beteiligt ist.

## Unser Beitrag zur Versachlichung des Mittelalters

„Wenn ein Objekt zu einem spricht, dann muss man sich ernsthaft fragen, was man am Abend zuvor geraucht hat“ – dieses Zitat aus einer Debatte unseres Netzwerks „Neue alte Sachlichkeit“ mag die Darstellungsabsicht dieses Einführungstextes in doppelter Weise offenlegen: Er reflektiert auf der einen Seite einen über zwei Jahre hinweg andauernden, oftmals kontroversen Diskussionsprozess, ohne ihn in seiner Komplexität und schillernden Aspektfülle auf ein streng lineares Anwendungsschema reduzieren zu wollen. Andererseits präsentiert er alles andere als einen Almanach arkaner Beschwörungsformeln, mit deren Hilfe den materiellen Relikten des Mittelalters auf wunderbare Weise vernehmbare Botschaften, authentische Stimmen der Vergangenheit, entlockt werden können. Nicht die überkommenen Artefakte sind der Adressat der folgenden Ausführung, sondern ihre Erforscher in

Percy Ernst Schramm war in vielerlei Hinsicht ein Pionier mediävistischer Forschung. Seine Studien zu den Bildnissen der römisch-deutschen Herrscher, die ganz dem Zeitgeist entsprechend den Staat von seiner Führungsfigur her dachten, vollzogen bereits in der Vorkriegszeit einen ‚iconic turn‘, während das unter dem Rubrum „Herrschaftszeichen und Staatssymbolik“ angelegte große Forschungsprogramm der 1950er Jahre sich in gewisser Weise in die Genealogie des ‚performative‘ und ‚material turn‘ einordnen lässt.<sup>3</sup> Doch nicht die Jagd nach immer neuen Wenden trieb ihn, auf unbekanntes Terrain vorzudringen, sondern eine tief sitzende Skepsis gegenüber der Subjektivität der Schriftquellen.

Die Aussagen der Urkunden, Annalen und Akten des Mittelalters seien – ohnehin nur für den Augenblick geschaffen – stets durch die aktuellen Auffassungen ihrer Autoren hindurchgegangen und dadurch verzerrt. Die ‚Wortzeugnisse‘ der Epoche verwehrten daher die unverfälschte Sicht auf die Wirklichkeit des mittelalterlichen Staatswesens. „Es gibt jedoch eine Gattung von Zeugnissen, die es uns ermöglicht, die Scheidewand des Wortes zu durchstoßen“, so glaubte der Göttinger Gelehrte erkannt zu haben.<sup>4</sup> Realien seien unbestechliche Zeugen der Vergangenheit und daher dazu geeignet, die „Dornenhecke“ subjektiver Deutungen zu durchdringen und den Blick auf „die Tatsachen selbst“ freizugeben. Da im Lauf der Jahrhunderte „die Schlacken des Momentanen und Persönlichen“ von ihnen abgefallen seien, würden sie einen Wesenskern historischer Wahrheit enthüllen.<sup>5</sup>

Doch schlummert hinter den Dornenranken tatsächlich eine verwunschene Prinzessin namens ‚Wahrheit‘, die mit der Hilfe der Realien aus ihrem tausendjährigen Schlaf geweckt werden kann?<sup>6</sup> Wie objektiv sind die Objekte? Rein empirisch ist den Relikten des alten Reiches wenig Erhellendes zu entlocken. Das schlichte Zählen der Zacken einer Krone verrät nichts über die Qualität des durch sie repräsentierten Königtums. Die materiellen Dinge sind in der Schramm’schen Diktion in erster Linie ‚Denkmale‘ – also Kristallisationskerne eines Nachdenkens über die Vergangenheit. Als solche luden sie die Zeitgenossen des Mittelalters ebenso zum interpretierenden Deuten ein, wie die modernen Vertreter der Mediävistenunft. Die Reichskrone etwa, die ein Walther von der Vogelweide besang, ein Johann Wolfgang von Goethe verspottete und ein Percy Ernst Schramm erforschte, stellt sich im Licht der jeweiligen Texte völlig anders dar. Ihre Gestalt ist dabei niemals eine objektiv gegebene, sie ist mindestens ebenso sehr aus poetischen Gedankenfäden gesponnen wie aus geschmolzenem Gold gefertigt. Doch sind es gerade diese subjektiven Sinnwelten, zu denen eine kulturgeschichtlich betriebene Realienkunde vorstoßen will.

der Gegenwart. Mit Immanuel Kant wagen wir „anzunehmen, [dass] die Gegenstände [...] sich nach unserer Erkenntnis richten [müssen]“ – und nicht etwa unsere Erkenntnis nach den Gegenständen.<sup>8</sup> Unter dieser Prämisse gebührt dem erkennenden Subjekt und seinem gedanklichen Rüstzeug, „gleichsam die Sonne, durch

deren Licht überhaupt etwas zu schauen da ist“<sup>9</sup>, der Vorrang vor der scheinbar ‚objektiven‘ Evidenz mittelalterlicher ‚Realien‘: Methodisches Denken geht – auch in diesem Band – der empirischen Beobachtung voraus.

Von der ‚Kopernikanischen Wende‘ des Königsberger Philosophen inspiriert, rückt die kognitive Konstruktionsleistung beim Betrachten und Begreifen der Objekte ins Zentrum eines realienkundlichen Analyseprogramms, das sich selbst als ‚kulturhistorisch‘ etikettiert. Es betrachtet Artefakte als aktiv wirksame Knotenpunkte im „selbstgesponnene[n] Bedeutungsgewebe“<sup>10</sup> einer Gesellschaft und beschreibt sie gleichermaßen als Produkte, Partizipanten und Produzenten sozialer Sinngebung.<sup>11</sup> Ihre materielle Existenz entspringt konkreten kulturellen Praktiken und den darin objektivierten gesellschaftlichen und technologischen Wissensformationen. Doch wäre es falsch, die Dinge lediglich als Immanation eines bestimmten historischen Augenblicks zu betrachten, dessen ‚faktische‘ Essenz im Moment seiner Erschaffung im Gehäuse des Materiellen eingeschlossen, konserviert und gespeichert würde. Denn durch ihre schiere physische Präsenz partizipieren die Dinge selbst am historischen Prozess und wirken dabei potentiell verändernd auf die Deutungsmuster und Wahrnehmungsweisen ihrer Umgebung ein.<sup>12</sup> Artefakte sind daher als Erzeugnisse ihrer Zeit zugleich effektive Ermöglichungsinstanzen ihrer eigenen kulturellen Aneignung und Rezeption. Dies schließt die intersubjektive Konstruktion sozialer Wirklichkeit in der Vergangenheit ebenso mit ein<sup>13</sup>, wie die grundsätzliche Möglichkeit ihrer Rekonstruktion durch die Geschichtswissenschaft der Gegenwart.

## **Der Name der Hose: Die Wende zum Materiellen**

Kulturgeschichte und Realienkunde – eine scheinbar paradoxe Paarung. Beide Konzepte galten lange Zeit als inkompatibel. Ist das klare Bekenntnis zum narrativen Konstruktivismus unabdingbare Voraussetzung des einen, so scheint das andere bereits dem Namen nach einem naiven Realismus verpflichtet. Insofern sich „klassischerweise in der Theoriegeschichte Kulturalismus und Materialismus antipodisch gegenüberstanden“<sup>14</sup>, wurde der materiellen Hinterlassenschaft in den einschlägigen Kompendien zur „Neuen Kulturgeschichte“ zunächst keine Aufmerksamkeit geschenkt.<sup>15</sup> Der zu erforschende Zeichenkosmos galt als immaterielles Gebilde, das sich in letzter Konsequenz ausschließlich und unhintergebar im strukturbildenden Medium der Sprache manifestiere. Die Erkennbarkeit, ja Existenz einer stofflichen Realität jenseits der Texte wurde radikal bestritten: „Ein Text-Äußeres gibt es nicht“, so die von Jaques Derrida prägnant ausgegebene Devise des Poststrukturalismus.<sup>16</sup> Die physische Substanz der Objekte, die „Zeichenkörper“ genannte „sinnliche, Trägermaterie“<sup>17</sup>, wurde wenn überhaupt als Störfaktor wahrgenommen, der die Funktionalität des semantischen Verweises zum Glück nur ausnahmsweise beeinflusse. Der hier und da aufscheinende Verweis auf die Widerständigkeit und Unverfügbarkeit des Außersprachlichen erschien vor diesem Hin-

tergrund als „gleichsam (...) in den Gegenstand verschobene[r] Materialismus, der nur in der polemischen Abhebung von den jeweiligen Idealismen plausibel wird“.<sup>18</sup>

Mit den Metaphern „Kultur als Text“ und „Text als Kultur“<sup>19</sup> setzte sich auf den Schwingen des ‚linguistic turn‘ die Anschauung durch, dass alleine schriftlich fixierte Äußerungen eine methodisch stringente Lektüre vergangener Sinnwelten erlaubten. Aus semiotischer Sicht entzogen sich Dinge wegen ihrer weniger expliziten, nicht „über ein Lexikon abrufbar[en]“ Bedeutungsoffenheit und „Multivokalität“ einer systematischen, fachwissenschaftlich fundierten Exegese.<sup>20</sup> Als Text wären Objekte untauglich. Ihre Syntax sei erratisch und ihr Ausdrucksrepertoire zu spezifisch zugeschnitten, als dass sie kulturgeschichtlich dechiffrierbar seien.<sup>21</sup> Wirksam würden Objekte als stoffliche und visuelle Zeichenträger allenfalls in ganz konkreten räumlichen Arrangements als unterstützende Requisiten performativer Akte.

Der scheinbare Sieg poststrukturalistischen Denkens über die Materie gerät ins Wanken, seit gerade die genannten Aspekte von Bild, Raum und Praxis verstärkt ins Blickfeld geisteswissenschaftlicher Forschung rücken. ‚Iconic‘, ‚spatial‘ oder ‚performative turn‘ markieren eine kollektive Abkehr der Kulturwissenschaften von einer ausschließlichen Privilegierung der Sprache.<sup>22</sup> Diesen sogenannten ‚Wenden‘, die insgesamt weniger als epistemologische Innovationen denn als notwendige Kurskorrekturen zu verstehen sind, tritt nunmehr unter dem Schlagwort ‚material turn‘ eine Rückbesinnung auf das Reich der unbelebten Dinge zur Seite. Der Begriff beschreibt weniger ein schlankes Wissenschaftsdesign als ein heterogenes Bündel unterschiedlichster und auf den ersten Blick sogar wenig kompatibel erscheinender Forschungsansätze, die sich Impulsen aus der Ethnologie ebenso wie der Techniksoziologie, der Körpergeschichte ebenso wie der Editionsphilologie verdanken.<sup>23</sup> Anstelle eines abstrakten genealogischen Verlaufsmodells soll der Weg zur materialistischen Wende im Folgenden – sozusagen forschungsbiographisch verankert<sup>24</sup> – an einem Fallbeispiel ‚sachgerecht‘ verdeutlicht werden. Im Mittelpunkt steht dabei ein ebenso schlichtes wie symbolträchtiges Objekt des modernen Alltags: Die blue jeans.

Daten zu Produktionsaufwand, Beleghäufigkeit, Verbreitungsdichte und Konsumentenverhalten der blue jeans lassen sich leicht recherchieren. Rund 1,8 Milliarden Paare, in durchschnittlich 14 Minuten zusammengenäht<sup>25</sup>, repräsentieren ein jährliches Marktvolumen von 66 Milliarden US\$.<sup>26</sup> Rohstoffhandel, Produktion und Vertrieb sind weitgehend globalisiert, bis zum Verkauf legt die einzelne Hose einige tausend Kilometer quer über den Erdball zurück. Etwa neun Zehntel der Weltbevölkerung besitzt mindestens ein Exemplar und kleidet sich im Durchschnitt 3,5 Tage pro Woche in Denim.<sup>27</sup> Die geballte Evidenz der statistischen Objektdaten lässt oberflächlich betrachtet nur einen Schluss zu: Die Jeans ist das textile Massenprodukt der Moderne mit weltweiten Absatzmärkten. Auf eine symbolische Ebene übertragen müsste die beliebte Hose schon aufgrund ihrer schiereren Anzahl als uniformes Attribut sozialer Konvenienzbereitschaft in globaler Dimension gedeutet werden. Doch davon ist dieses Stück indigoblauer Denim Welten entfernt; ein Trugschluss, wie sich theoretisch gut begründen lässt.

Der Ware ‚Jeans‘ ließe sich mit Karl Marx zu Recht ein Fetischcharakter zuschreiben. Abgekoppelt vom reinen Produktionsprozess entwickeln sie ein „unter dinglicher Hülle“ verborgenes Eigenleben, das als Ausdruck sozialer Verhältnisse einzig den Köpfen der Konsumenten entspringt.<sup>28</sup> „Kleider trägt man auf dem Leib, Mode aber entsteht im Kopf“, so könnte man es in einer semiotisch inspirierten Forschungsperspektive formulieren.<sup>29</sup> Auf den Spuren des französischen Semiotikers Roland Barthes lässt sich die „geschriebene Kleidung“ mit Andreas Kraß als reines Abstraktum auffassen, das „keinerlei praktische oder ästhetische Funktion“ mehr erfüllen muss: „sie ist vollkommen im Hinblick auf eine Bedeutung geschaffen.“<sup>30</sup> Zumal im Medium der Werbung entferne sich die Mode von der Wirklichkeit gewebter Stoffe, indem sie beliebige sprachlose Materie mit sprachlich codiertem Sinn ausstattet, so dass schließlich die „Wörter die reale Kleidung überlagern“.<sup>31</sup> Wer über Mode schreibt oder spricht, bewegt sich daher auf einer semiotischen Metaebene, die kaum mit physischen Realitäten oder technologischen Strukturbedingungen korrespondiert. Ganz im Gegenteil sogar: Wer aus konkreten Textilobjekten Rückschlüsse auf ihre soziale Sinnggebung ableiten will, der setzt sich unmittelbar dem Risiko eines analytischen Fehlschlusses aus.

Wählt man wie Barthes einen Blick auf die Ebene der Bedeutungszuweisung und damit auf das wirkmächtige Medium der Modekataloge, so ergibt sich ein gänzlich gewandeltes Bild. Jeans werden hier in einen Sinnzusammenhang mit Jugend, Individualität und sexueller Selbstbestimmtheit gestellt. Die Genese dieses gesellschaftlichen Mythos lässt sich über einen langen Zeitraum hinweg nachverfolgen: Ob als Waistoverall in den 1880er Jahren, als Texashose in der frühen BRD oder als Niethose in den Konsum-Läden der DDR – ihre kulturelle Codierung erhob die Jeans jahrzehntelang zu einem Symbol von Freiheit, sexueller Selbstentfaltung und Nonkonformismus.<sup>32</sup> Die Funktionalität des belastbaren blauen Baumwollstoffs verliert dabei gegenüber seiner konventionellen Bedeutungsdimension zunehmend an Boden. Prägnant auf eine Formel gebracht haben dies vielleicht die Worte, die Ulrich Plenzdorf seinem Romanhelden Edgar Wibeau in ‚Die neuen Leiden des jungen W‘ in den Mund gelegt hat: „Ich meine, Jeans sind eine Einstellung und keine Hose!“<sup>33</sup>

Es steckt also jede Menge Kultur im Materiellen! Sie transportiert dabei nicht nur auf das Objekt bezogene soziale Sinnzuschreibungen, sondern transformiert das Massenprodukt selbst in einen modisch begehrenswerten Konsumartikel. Mehr noch: Die Materialität des Denimstoffs transzendiert zu einem Traumgewebe voll emotional aufgeladener Wünsche und Verheißungen. Immerhin kann die Jeans womöglich nur insofern zur Mode werden, als sie eine Hose ist. Dass sie sich im Modediskurs jedoch als tragbar gegenüber anderen ‚unerträglichen‘ Kleidungsstücken durchsetzt, bleibt ein rein mentales Phänomen. Die Anbindung der „geschriebenen Kleider“ an eine textile Realität lässt sich durchaus auch generell in Abrede stellen.<sup>34</sup> Mit dem Schweizer Sprachwissenschaftler Ferdinand de Saussure gestaltet sich die Beziehung zwischen den sprachlichen Zeichen und ihrem Bezugsgegenstand ohnehin schlichtweg arbiträr, d.h. willkürlich allein auf gesellschaftlichen

Konventionen aufrühend. Anstatt als „Hose“ ließe sich das Objekt auch als „Jacke“ bezeichnen, ohne dass seine materielle Substanz damit berührt wäre.<sup>35</sup> Sprache verweise niemals direkt auf die Wirklichkeit und konstituiere Sinn und Bedeutung allein in Bezug auf andere sprachliche Zeichen. Bei der Suche nach kulturellen Sinnhorizonten müsse die stoffliche Qualität der Dinge daher eine untergeordnete Rolle spielen.

Im tiefen theoretischen Impact des ‚linguistic turn‘ innerhalb der Geisteswissenschaften ist vermutlich der Grund zu suchen, weshalb Sachkultur trotz aller Medialisierung des Mittelalters in Museen, Filmen und Events in der modernen Forschungsdiskussion kaum mehr eine Rolle spielt. Man benötigt die konkreten Objekte nicht mehr, um Aussagen über vergangene Lebenswelten treffen und durch Quellen belegen zu können. An diesem Punkt ließe sich ein in sich schlüssiges Programm kulturwissenschaftlicher Realienkunde bereits zu einem – wenn auch wenig greifbaren – Abschluss bringen. Doch schwebt der Sinnsuchende tatsächlich auf substanzlosen Sprachwolken weit jenseits der Wirklichkeit? Darf er mit den kritischen Worten Georg Simmels Materialität lediglich „mit gleich zurückgezogenen Fingerspitzen“ ertasten und „statt der Dinge nur die Schleier, die um die Dinge sind“, erforschen?<sup>36</sup> Oder sollte man mit dem Archäologen Bjørnar Olsen unter dem Schlachtruf „Not all that is solid melts to the air“ zur „Verteidigung der Dinge“ ausrücken?<sup>37</sup>

Mit Blick auf die Hosen aus blauem Denimstoff ist es mit Umberto Eco gerade einer der populärsten Protagonisten der semiotischen Lehre, der solch eine Sichtweise nahelegt. In einem 1976 publizierten Essay nämlich legt er Rechenschaft darüber ab, wie stark ein simples Objekt sein subjektives Realitätsempfinden und damit seinen wissenschaftlichen Erkenntnisprozess zu beeinflussen in der Lage war. In einer Phase alkoholischer Abstinenz von überflüssigen Pfunden befreit, erinnerte er sich der Hose seiner Jugendjahre und schlüpfte erneut in ein Paar blue jeans. Den Effekt dieses Wechsels seiner materiellen Hülle beschreibt der Autor wie folgt: „Das Gefühl war mir, nach der langen Zeit, neu. Nicht daß sie schmerzten, aber sie waren zu spüren. So elastisch sie waren, ich spürte um meinen Unterleib eine Art Rüstung. Ich konnte den Bauch nicht in der Hose bewegen, sondern nur mit der Hose.“<sup>38</sup> Aus dem gewandelten Körpergefühl resultierten rasch auch mentale Effekte: „Infolgedessen lebte ich nun im Bewußtsein, Jeans anzuhaben (während man ja gewöhnlich lebt, ohne dauernd daran zu denken, daß man Hosen anhat). Ich lebte für meine Jeans und benahm mich infolgedessen wie einer, der Jeans anhat. Will sagen, ich nahm eine Haltung an.“<sup>39</sup> Dieser veränderte Habitus betraf nicht allein den Körper, auch die Denkgewohnheiten und Handlungsdispositionen folgten einem neuen Muster. Aus dem seriösen Wissenschaftler wurde nach eigener Aussage ein rein auf Äußerlichkeiten bedachter Dandy: „Mit den neuen Jeans am Leibe war nun mein Leben ganz äußerlich. (...) Ich hatte ein Hetero-Bewußtsein realisiert, beziehungsweise ein epidermisches Selbstbewußtsein.“<sup>40</sup> Hatten sprachlich vermittelte Werbebotschaften ihm die Attraktivität des Modeartikels nahegebracht, so verschuldete das unmittelbare



Tragegefühl seine schlussendliche Abkehr von der Denimhose, die seinen wissenschaftlichen Denkprozess beenge.

Mit einem analytischen Blick bedacht führt das Selbstexperiment den Semiotiker zu der Einsicht, dass die physisch erfahrbare Relation zwischen Objekt und Besitzer nicht nur eine persönlichkeitsverändernde, sondern gar eine weltgeschichtliche Wirkung zeitigen könne: „So begann ich darüber nachzudenken, welchen Einfluss die Kleidung als Rüstung im Verlauf der Zivilisationsgeschichte auf die Haltung und damit auf die äußere Moral gehabt hat. Der viktorianische Bourgeois war steif und pedantisch wegen des steifen Stehkragens.“<sup>41</sup> Der äußere Druck der Kleidung führe zur Knechtschaft des Geistes unter der Knute gesellschaftlicher Zwänge. Der freie Denker habe in jedem Stadium der Weltgeschichte solch ein Korsett von Körper und Verstand verabscheut und weite Röcke und Kutten bevorzugt. Die Jeans hingegen sei kein Zeichen der Freiheit und Selbstbestimmtheit, sondern Werkzeug der auf perfide Weise im Physischen implementierten Repressionsgewalt sozialer Normvorgaben. Sprache und Materialität verfügten offenkundig beide als semiotische Mechanismen über die Macht, sinnhafte Wirklichkeit zu erzeugen und zu strukturieren – letztere sogar „sehr viel physischer als die Consecutio temporum oder der Konjunktiv“<sup>42</sup>.

Was Umberto Eco sozusagen im Namen der Hose formuliert hat, besitzt trotz seiner Kurzweiligkeit eine über die historische Kleiderforschung hinausweisende Erklärungskraft. Die mentale Macht des Materiellen lässt es unumgänglich erscheinen, Kulturgeschichte nicht mehr allein auf der Ebene von Texten zu betreiben. Wird mit der Enge der Jeans nicht eine sinnlich erfahrbare, jenseits des Zeichensystems der Sprache liegende Existenzebene sichtbar? Produziert sie nicht konkrete Praktiken, die das Denken und damit den kulturellen Kontext beeinflussen? Eco selbst sollte in seinem späteren Schaffen dieses materielle Sein vor allem als widerständiges Element auffassen, als dem arbiträren Spiel der Zeichen gegenüber resistenten und regulativen „harten Sockel“ der Realität.<sup>43</sup> Epistemologisch ließe sich dieses Verhältnis von empirischer Wahrnehmung und Bedeutungszuweisung durchaus auch weitergehend fassen: Im dualistischen Sinne der Kantischen Kritik postuliert werden könnte ein symmetrisches Zusammenspiel zwischen dem aus der Wahrnehmung stammenden unbestimmt „Mannigfaltigen“ und der ordnenden Kraft des Verstandes: „Gedanken ohne Inhalt sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind“, so Kants griffige Maxime<sup>44</sup>, die der Kulturphilosoph Ernst Cassirer durch die Feststellung noch pointierter reformulierte: „dass Begriffe ohne Anschauung leer sind“<sup>45</sup>. Wie Bedeutung nicht ohne empirische Bezugsbasis erwachsen könnte, so würde sie sich selbst stets von neuem ein „bestimmtes sinnliches Substrat erschaffen“<sup>46</sup>. Die Wechselbeziehung zwischen Sinn und Sinnlichkeit, sprachlichem Ausdruck und materiellem Substrat, ließe sich somit als eine symbiotische beschreiben: Das Mentale bemächtigt sich des Materiellen, indem es Dinge formt und überformt, so wie es umgekehrt ohne das Materielle weder Bezugspunkt noch Medium des Ausdrucks hat. Beide Elemente laufen im konkreten Akt des Handelns mit und aufgrund von Artefakten zusammen. Dinge, so ließe sich daher

mit Andreas Reckwitz folgern, sind nicht „auf Phänomene des ‚Sinns‘ und des ‚Codes‘ zu reduzieren“. Sie sind vielmehr „notwendige Bestandteile sozial-kultureller Praktiken, in denen sie effektiv wirken und in denen mit ihnen umgegangen wird.“<sup>47</sup>

Eine Wende zum Materiellen hätte also die lang vernachlässigte Seite des Gegenständlichen als einen Angelpunkt der Analyse zu wählen, ohne umgekehrt die Zeichenebene der Texte, Begriffe und Diskurse zu vernachlässigen, durch welche die historische Dimension der Dinge erst vermittelt und vermittelbar wird. Sie hat schließlich die Praktiken des Austausches zwischen Materialität und sozialem Sinngefüge zu berücksichtigen, die reziproken Akte der geistigen und physischen Aneignung. ‚Kultur‘ vollzieht sich, zumal sie keine statische Größe darstellt, in einem intersubjektiven Prozesses des Deutens und Aushandelns, der Dinge und soziale Akteure gleichermaßen einbezieht. Das handlungsleitende Bedeutungsgefüge einer Gesellschaft ergibt sich nicht zuletzt aus dem spezifischen, stets veränderlichen Arrangement von Menschen und ihren Artefakten. Wie die soziale Welt sich ihre Objekte schafft, so formen die Objekte umgekehrt ihre gesellschaftliche Umwelt. Mit Herbert Blumer ließe sich schlussfolgern: „Das Leben und das Handeln von Menschen wandeln sich notwendigerweise in Übereinstimmung mit den Wandlungen, die in ihrer Objektwelt vor sich gehen.“<sup>48</sup> Eine kulturhistorisch betriebene Realienforschung bietet also einen Zugang, über die Betrachtung der Dinge zu neuen Sichtweisen auf die Menschen des Mittelalters zu gelangen. → 18 ■

## Mediävistische Wege zur Materialität

Der im Sommer des Jahres 1816 entworfene „Berliner Plan für Deutsche Geschichte“ ist in einem entscheidenden Punkt gescheitert. Zwar führte die Initiative des Freiherrn vom Stein zur Gründung einer Gesellschaft „zur Herstellung einer Gesamtausgabe der besten Quellschriftsteller deutscher Geschichten des Mittelalters“, die unter dem Namen *Monumenta Germaniae Historica* bis heute fortbesteht.<sup>51</sup> Unrealisiert blieb hingegen das Vorhaben, „außer der Sammlung von historischen Quellen, die geschrieben vorhanden sind“, auch nichtschriftliche Zeugnisse der Vergangenheit wie Kunstgegenstände, Gebäude, landwirtschaftliches Gerät und Werkzeuge in „Zeichnungen oder Modellen“ editorisch zu erfassen.<sup>52</sup> Die Hinansetzung dieser Zielvorgabe trug vermutlich dazu bei, dass die Dinge des Mittelalters in der textorientierten historischen Fachdisziplin, von Schramms Insignienkunde abgesehen, lange Zeit ohne Heimat blieben. In der Kunstgeschichte konnte sich hingegen das Konzept einer „Realienkunde“ durchsetzen, die von „Kulturkunde (...) scharf zu sondern“<sup>53</sup> sei: Empirieorientiert sieht sie sich der Erfassung gelebter ‚Wirklichkeit‘ auf den Bildwerken des Mittelalters verpflichtet: „Daß die Mausefalle, die St. Joseph gerade gefertigt hat, eine theologische Aussage macht, kann für die Realienkunde außer Betracht bleiben, die sich für die *Mausefalle als Mausefalle* interessiert“, konstatierte zuletzt Bernd Roeck.<sup>54</sup>



Der durch Georg Herbert Mead und Herbert Blumer begründete ‚Symbolische Interaktionismus‘ begreift sich als vermittelnde Position innerhalb der Polarität von Realismus und Idealismus. Bedeutung sei den Dingen nicht als unabänderliche Eigenschaft in ihre physische Struktur eingeschrieben, so dass „ein Stuhl eindeutig von sich aus ein Stuhl“<sup>49</sup> sei. Sie würden aber auch nicht einfach von außen als substanzlos-fiktionale Fremdzuschreibung an das Objekt herangetragen. Vielmehr bedürfe es der unmittelbaren Begegnung zwischen Artefakten und gesellschaftlichen Akteuren, um den formenden Prozess der Sinnzuweisung in Gang zu setzen.

Die Grundannahmen dieses Deutungsmodells sind dankenswerter Weise bewusst einfach und schematisch gehalten: „Die erste Prämisse besagt, daß Menschen Dingen gegenüber auf der Grundlage der Bedeutungen handeln, die diese Dinge für sie besitzen (...). Die zweite Prämisse besagt, daß die Bedeutung solcher Dinge aus der sozialen Interaktion, die man mit seinen Mitmenschen eingeht, abgeleitet ist oder aus ihr entsteht. Die dritte Prämisse besagt, daß diese Bedeutungen in einem interpretativen Prozeß, den die Person in ihrer Auseinandersetzung mit den ihr begegnenden Dingen benutzt, gehandhabt und abgeändert werden.“<sup>50</sup>

Reizvoll erscheint auf der einen Seite, dass ein ‚realer‘ Eigensinn der Objekte, die durch ihre vielleicht physische, sicher psychische Präsenz am Sinngebungsprozess partizipieren, als Anknüpfungspunkt ausdrücklich erhalten bleibt. Andererseits zieht der Denkansatz sowohl gesellschaftliche Großgruppen als auch Individuen als Akteure in Betracht. Zwar dient die intersubjektive Zuweisung von Bedeutungen in erster Linie dazu, kollektives Handeln im sozialen Raum zu koordinieren. Handlungsträger bleibt gleichwohl das jeweilige Subjekt, das sich in konkreten Situationen sinndeutend mit dem Objekt auseinandersetzt. So mag ein Stuhl eben je nach Kontext Sitzmöbel oder Kunstgegenstand sein. Letzteres wird er vor allem dann, wenn mehrere Mitglieder einer Gesellschaft ihm gemeinschaftlich diesen Kult(ur)status zuweisen. Ersteres kann er wieder sein, wenn ihm diese Bedeutung von einzelnen Ignoranten oder ganzen Kunstgemeinden bestritten wird.

Von solch einem positivistischen Programm setzte sich das 1969 gegründete „Österreichische Institut für Realienkunde des Mittelalters“ zu Recht deutlich ab: „Realienkunde beschäftigt sich nicht nur mit dem schieren Vorhandensein des Dinges, sondern auch mit den verschiedensten Kontexten in sozialen Situationen und Quellen“, so formulierte es sein früherer Direktor Karl Brunner.<sup>55</sup> Von Historischer Anthropologie und Alltagsgeschichte inspiriert, wollte man nicht beim antiquarischen Sammeln und Katalogisieren verharren, sondern kam zu dem Schluss, dass „Sachgüter nicht nur eine ‚körperliche‘, sondern auch eine ‚geistige‘ Seite“ besäßen.<sup>56</sup> Der Realienbegriff erfuhr daher eine beträchtliche Erweiterung, so dass er explizit „nicht nur Konkreta sondern auch Abstrakta“<sup>57</sup> mit einschloss und folglich materielles wie geistiges „Kulturgut“ gleichermaßen erfasste.<sup>58</sup> Die Mausefalle wür-

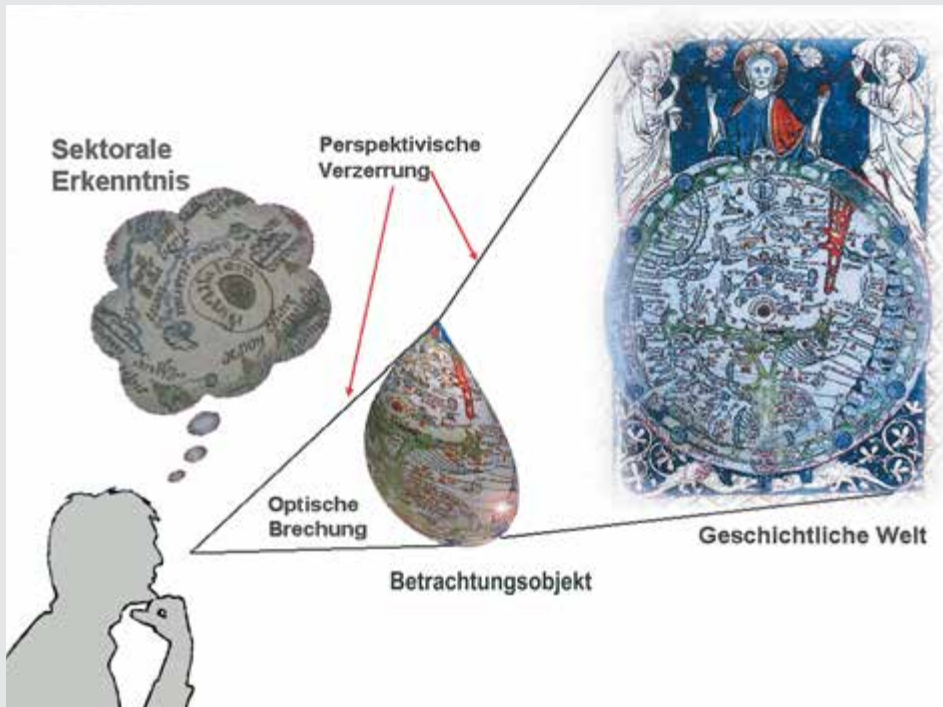
de auf diese Weise als Gegenstand vervielfältigt: Für den Gebildeten stünde sie in Anlehnung an den Kirchenvater Augustinus für die Zwangssituation, in die der Teufel durch die Erlösungstat Christi geraten sei (*muscipula diabolia*).<sup>59</sup> Aus der Perspektive des ungelehrten Betrachters würde der Heilige hingegen vielleicht als treusorgenden Hausvater erscheinen, die ‚Realie‘ wäre ihm Zeichen für handwerkliches Können und vorausschauende Ökonomik.

Als Folge dieser kulturhistorisch erweiterten, letztlich auf eine ‚histoire totale‘ abzielenden Realienkonzeption ist allerdings das Verblassen der Konturen von Materialität und Mentalität, von Objekt und sozialer Sinngebung, zu konstatieren. Wenn in der Konsequenz heute „Profil und Methodik“ der historischen Teildisziplin „unscharf“ erscheinen<sup>60</sup>, so besitzt dies sicherlich mit Blick auf die Vielfalt der zu erforschenden Wechselbeziehungen zwischen Menschen und Objekten seine Berechtigung. Die aktuelle Wende zur Materialität bietet allerdings die Chance, die Dinge selbst wieder konsequent zum Ausgangspunkt der Analyse zu machen. Der in diesem Band eingeschlagene Weg versteht sich indes nur als eine mögliche Variante, die zur Nachahmung einlädt, keinesfalls aber einen Anspruch der ‚Alternativlosigkeit‘ erheben möchte.

Die Prämisse, ein Einzelobjekt ins Zentrum der Untersuchung zu rücken, stellt keine Selbstverständlichkeit dar. Als Gegenkonzept existiert eine lange Tradition serieller Untersuchungen von Objektgruppen und -typen. Eine Annäherung auf einer breiteren Materialgrundlage scheint einen verlässlichen Zugang zur Makroebene semantischer Strukturen, zu Kulturströmen und Mentalitäten zu bieten. Dennoch birgt sie auch Gefahren: Serielle Analysen setzen notwendig eine Taxonomie der Dinge voraus, ein Verfahren der Vereinheitlichung. Dies könnte auf den Spuren der französischen *Annales* dazu führen, das Detail zu eliminieren, um das Außergewöhnliche zugunsten des Banalen, das Besondere zugunsten des Allgemeinen des Alltags zurückzudrängen.<sup>61</sup> Der vorschnelle Zug zur Generalisierung und Abstraktion führt letztlich erneut in eine Aporie des Gegenstandslosen. Daher wollen wir Realienkunde von jeweils ganz konkreten Artefakten ausgehend betreiben.<sup>62</sup>

Ogleich die Objekte selbst nicht zu uns sprechen, tragen sie doch in doppelter Hinsicht zur gedanklichen Vergegenwärtigung der Vergangenheit bei. Einerseits vermögen sie in ihrer physischen Präsenz tatsächlich unsere Sinne zu „affizieren“ und damit Interesse für bestimmte Forschungsgegenstände zu wecken.<sup>63</sup> Dem stummen Dialog zwischen dem Historiker und seinen Quellen erwachsen neue Fragestellungen und Erkenntnishorizonte. Andererseits dient das Objekt als künstlicher Fixpunkt der Vergangenheitsbetrachtung, der den Fokus der Analyse lenkt und Verknüpfungen zwischen verschiedenen Sach-Verhalten herstellt. Ihre stets standortgebundenen ‚Erscheinungsformen‘ werden in idealtypischer Manier zu Hilfsmitteln einer „denkenden Ordnung der empirischen Wirklichkeit“<sup>64</sup>. Narrative der historischen Forschung lassen sich auf diese Weise am konkreten Beispiel nachvollziehen, modifizieren oder gar neu konstruieren. Metaphorisch ausgedrückt sind die Objekte Wassertropfen, in deren Oberfläche sich die schillernde Vielfalt der geschichtlichen Welt spiegeln und betrachten lässt.

→ 20 



**Abb. 1** Der Blick in den Wassertropfen des Objektes. Zeichnung von Theresa Rudolph

Mittelalterliche Kosmologien mögen den Historiker Hermann Heimpel zu diesem prominenten Sprachbild inspiriert haben. Es ist ein Bekenntnis zum mikroskopischen Blick: In der gekrümmten Oberfläche eines winzigen Wassertropfens spiegelt sich die ganze Weite des Weltrundes. Das Allgemeine wird somit durch seine Reflexion im Besonderen für den Betrachter auffindbar und beschreibbar. Heimpel verknüpfte dies mit der Hoffnung, zumindest „an einzelnen Stellen eine echte Begegnung mit der geschichtlichen Welt zu haben.“<sup>66</sup>

Der Blick auf den Mikrokosmos historischer Artefakte kann kaum authentische Projektionen der Vergangenheit heraufbeschwören. Die Welt des Mittelalters ist gerade nicht im Wassertropfen selbst enthalten, auch wenn das Objekt als Produkt seiner Zeit zweifellos zahllose Facetten historischer ‚Wirklichkeit‘ in sich vereint. Es bleibt für den modernen Betrachter daher nur ein mittelbarer Spiegel. In diesem Sinne vermag seine Untersuchung aber zumindest beschränkte Bildausschnitte wiederzugeben, perspektivisch verzerrt und gebrochen nach den Gesetzen der Optik und zugleich gebunden an den subjektiven Standort des Bearbeiters. Trotz allem wirkt dieser stark facettierte Blick erkenntnisfördernd. Aus der spezifischen Konstellation von Einzelobjekt, Kontext und Betrachter heraus lassen sich neue Sichtweisen und Perspektiven auf die Vergangenheit gewinnen, werden mithin also unbekannte historische Teilwelten im Wassertropfen sichtbar gemacht.

Als Zugang zu den Artefakten liegt diesem Band ein analytischer Dreischritt zu Grunde, bestehend aus einer Abfolge komplementärer Perspektivenerweiterungen. Er geht (1) von der ‚Geschichte des Objektes‘, seinen qualitativ und quantitativ fassbaren Eigenschaften in ihrer historischen Genese aus. Die anschließende ‚Geschichte im Objekt‘ sucht (2) die Diskursstränge und Wissensformationen freizulegen, die dem Gegenstand im Zuge seiner Erschaffung und Verwendung seine spezifische Gestalt verliehen haben. Schließlich soll (3) eine ‚Geschichte aus dem Objekt‘ die „spezifische ‚Effektivität‘ eines Artefakts, d.h. seine ‚Wirkung‘ auf menschliches Handeln“<sup>67</sup> und Deuten in den Blick nehmen und nach Wechselwirkungen zwischen Artefakt, konkreten Praktiken und sozialer Sinnggebung fragen. Die Arbeit des Netzwerks hat den Nutzen dieses Schemas vielfach bestätigt, aber auch seine Schwächen offenbart: Nicht immer ist eine strikte Scheidung der drei Analyseschritte möglich und sinnvoll. Zudem ist unter Berücksichtigung der Materialgrundlage ein ausbalanciertes Verhältnis der einzelnen Untersuchungsabschnitte kaum zu gewährleisten. Kritisieren ließe sich ferner das konventionelle Design eines Zugriffs, der die kategoriale Trennung zwischen Objekt und Gesellschaft, unbelebten Dingen und humanen Akteuren, fortschreibt. Herausgeber und Beiträger dieses Bandes bekennen sich diesen berechtigten Einwänden zum Trotz zu einem gewissen Pragmatismus, einer offen praktizierten ‚simplicitas‘. → 22/23 ■

## Die Methode Bömmel, oder: Simplify Your Science

„Ach, daß die Einfalt, daß die Unschuld nie /  
sich selbst und ihren heil’gen Wert erkennt!“

J.W. von Goethe<sup>70</sup>

„Wat is en Dampfmaschin? Da stelle ma uns mal janz dumm ...“ Die unorthodoxe Pädagogik des Lehrers Bömmel aus der „Feuerzangenbowle“ hat Filmgeschichte geschrieben. Ihre methodische Substanz blieb hingegen weitgehend unhinterfragt. Künstliche Naivität als Mittel der Erkenntnis? Wird hier ein Fetzen der Phänomenologie Edmund Husserls greifbar, durch eine „eidetische Reduktion“ – das Einklamern allen theoretischen Vorwissens – beschreibend „zurück zu den Sachen selbst“ zu gelangen?<sup>71</sup>

Aus mediävistischer Perspektive jedenfalls befindet sich der kauzige Pauker in ehrenwerter Gesellschaft. Ausgehend vom Kirchenvater Hieronymus galt die Heilige Einfalt (*sancta simplicitas*) den Theologen des Mittelalters als Gegenpol zur gelehrten Weltklugheit und damit als probates Mittel der Gotteserkenntnis, als Weg zum unverstellten Blick auf die Wahrheit und Wahrhaftigkeit des Allerhöchsten.<sup>72</sup> Anerkannte Lehrautoritäten wie Petrus Damiani, Bernhard von Clairvaux oder Franz von Assisi entwickelten geradezu eine Theologie der Unvoreingenommenheit. Ihr Loblied auf die heilige Einfalt darf gleichwohl nicht als Hymnus auf Dummheit, Ignoranz und geistige Trägheit missverstanden werden: Vielmehr diente die

Nicht frei von Konvention ist der Versuch, sich dem Gegenstand der Untersuchung in einem Dreischritt zu nähern. Jeder Novize der Bildwissenschaften lernt früh die Einteilung kennen, die einer der einflussreichsten Kunsthistoriker des 20. Jahrhunderts als methodische Vorgabe entwickelte. In seinen „Studies in Iconology“ empfahl Erwin Panofsky ein dreistufiges Modell der Erforschung von „Kunstwerken: Die vorikonographische Beschreibung, die Ikonographische Analyse und die Ikonologische Interpretation.“<sup>68</sup> Während man im ersten Schritt das Dargestellte möglichst ohne Vorannahme ansieht, um dargestellte Formen und Objekte zu erkennen, stellt die Ikonographie die Lesekunst der Kunsthistoriker auf die Probe: Welcher Heilige ist hier gezeigt, wenn der abgebildete Mann eine Mitra trägt, in einen entsprechenden Ornat gekleidet ist und ein Pedum und einen Fisch in der Hand hält? Nur das kontextuelle Wissen um die historischen Konventionen der Darstellung ermöglicht die Identifizierung des Heiligen Ulrich. Am komplexesten ist jedoch die Frage, warum und mit welcher Intention bestimmte Bildinhalte dargestellt werden und was sie über die Welt ihrer Epoche erzählen können, kurz: welcher ikonologische Gehalt der Darstellung eigentlich zukommt. Ein kleiner gedanklicher Sprung ins Florenz des 14. Jahrhunderts kann das illustrieren: Wandmalereien im zweiten Stockwerk des Palazzo Davanzati zeigen unter weit offenen Scheinarkaden einen Mann und eine Frau, die links gemeinsam ein Schachspiel vor sich haben, während rechts die Dame den Mann umschlungen hält und ihm einen Kuss auf die Wange gibt.<sup>69</sup> Obwohl die meisten Betrachter die Geschichte einer Liebschaft recht problemlos erkennen werden, wird doch nur ein Kenner der mittelalterlichen Literatur darauf kommen, hierin einen Teil der Geschichte der „Châtelaine de Vergy“, eines französischen Romans des 13. Jahrhunderts zu entdecken. Doch selbst nachdem wir vorikonographische Betrachtung

bewusst herbeigeführte Einfalt der gedanklichen Fokussierung auf das Erkenntnisziel. Als eine Form der akademischen Askese strebt sie die Ausblendung der sich aufplusternden Wissenschaft (*sciencia inflans*<sup>73</sup>) an – jener in esoterischem Fachjargon gehaltenen Elogen eitler Erudition also, die damals wie heute den Blick auf das Wesentliche verstellen. In dieser reinigenden Hilfsfunktion konnte die *pura sancta simplicitas* schließlich die Schwester der *sancta sapientia* genannt werden.<sup>74</sup>

Wiewohl sich die historischen Disziplinen gegenwärtig nicht mehr als reine Wahrheitswissenschaften definieren, lässt sich das epistemologische Grundproblem doch in die Moderne fortschreiben: Verstellt nicht gerade die geschulte Gelehrsamkeit mit ihren festgefühten Denkkategorien den sachgerechten Zugang zum Erkenntnisgegenstand? Reproduziert das ‚zünftische‘ Arbeiten innerhalb etablierter akademischer Wissenskartelle gar unsere eigenen Fachperspektiven und Erklärungsmodelle unentwegt in einer wiederkehrenden Schleife professioneller Selbstverliebtheit? Muss daher nicht tatsächlich die praktisch angewandte Empirie stets der abstrakten Theoriebildung vorausgehen? Das mag sich die Leserin oder der Leser bereits bei mehreren der zahlreichen zuvor genannten theoretischen Zu-

und ikonographische Deutung an der Hand haben, bleibt doch unklar, warum gerade diese literarische Vorlage in einem Florentiner Bürgerhaus die Wand zierte. Die Lösung mag sein, dass die unglücklich verlaufende Liebesgeschichte sich direkt auf den Entstehungsanlass der Malereien bezog: Sie waren 1395 anlässlich der Hochzeit des Tommaso Davizzi und der Caterina Alberti angefertigt worden; vielleicht sollten sie dem Hochzeitspaar die Risiken amouröser Eskapaden vor Augen führen. Ganz sicher aber handelte es sich um eine Ausstattung, die Bildungsgrad und patrizisch-adeligen Anspruch der beiden Florentiner aus gutem Hause eindrücklich ins Bild setzte. Nicht nur war die Kenntnis des Romans eine Voraussetzung für die umfassende Rezeption des Bildes; die in höfischem Umfeld spielende Szenerie machte es zugleich möglich, Elemente adeligen Lebensstils im Bild zu spiegeln: Die Decke der Arkaden ist von goldenen Lilien auf blauem Grund geziert und die polygonale Struktur der Kleidung des Paares (in Form der heraldischen „Feh“) verweist auf deren verschwenderischen Pelzbesatz. Verortet die Fleur de Lys die Handlung geographisch in Frankreich, legen die stilisierte Feh und das Schachspiel das adelige Milieu der Handlung fest und steckten damit einen Sinnbezirk ab, an dem die Auftraggeber Anteil hatten oder zumindest erstrebten. Der komplexe Entschlüsselungsvorgang mittelalterlicher Kunst im Panofsky'schen Schema, dessen Ergebnis im Idealfall mit der ursprünglich vom Künstler beabsichtigten Botschaft zusammenfällt, begünstigte bereits im Mittelalter eine Erstarrung der Formen, wie das Beispiel aus dem Palazzo Davanzati mit seinen heraldischen Anspielungen zeigt; die Realien können sich damit von ihrer tatsächlichen Materialität im Bild mitunter erheblich entfernen. Methodisch ist der kunsthistorische Dreischritt jedoch nicht nur auf Kunstwerke anwendbar, sondern zugleich auf Objekte beziehbar; dies ist ein wichtiger Ausgangspunkt der folgenden Überlegungen.

gänge gefragt haben. „The proof of the pie is in the eating“, wie Hans-Ulrich Wehler, ein bekanntes englisches Sprichwort bemühend, treffend bemerkt.<sup>75</sup>

Apologeten der „Methode Bömmel“ finden sich gerade unter den Referenzgrößen einer kulturhistorisch inspirierten Realienforschung. Erwin Panofsky etwa ermutigt mit seiner vorikonographischen Analyse dazu, in der allseits bekannten Geste des Hutziehens noch keinen freundlichen Gruß, sondern „nichts als die Veränderung gewisser Einzelheiten innerhalb einer visuellen Konfiguration“ zu erblicken. Von diesem Punkt aus müsse der Vorstoß zur „eigentlichen Bedeutung“ der Dinge vorurteilsfrei seinen Anfang nehmen.<sup>76</sup> Der Soziologe Ulrich Oevermann empfiehlt den vorübergehenden Verzicht auf „vorgängiges fallspezifisches Kontext- und Hintergrundwissen“<sup>77</sup>. Der Untersuchungsgegenstand solle als „eigenständiges Wirklichkeitsgebilde“<sup>78</sup> ernst genommen werden, unwissende Offenheit dem Erkenntnisprozess systematisch vorgeschaltet sein. Mit der Parole „context stinks“ entfaltet schließlich Bruno Latour, der derzeit einflussreichste Impulsgeber eines ‚material turn‘, sein Programm theoriearm-empirischer Entdeckungsreisen.<sup>79</sup> Latours Anliegen, die Dichotomie von Subjekt und Objekt aufzuheben, sieht eine strikte Unparteilichkeit gegenüber sozial- und naturwissenschaftlicher Modell-



bildung gleichermaßen vor. Damit der eigene Ansatz nicht gleichfalls unter die Kategorie des Sozialkonstruktivismus fällt, gelte es, in erster Instanz möglichst einfache, unwissenschaftliche Aussagen zu formulieren, die auf „flachen“, wenig artifizialen Theoremen beruhen. Durch die konsequente Beschreibung des empirisch Beobachtbaren würden sich die Zusammenhänge in der Folge wie von selbst erschließen: „Die Erklärung erscheint, sobald die Beschreibung gesättigt ist.“<sup>80</sup> Erfolglos habe man bislang mehr Energie in die selbstreferentiellen Kapriolen der Theoriebildung als in die zu erforschende Welt selbst investiert: „Auf hundert Bücher voller Kommentare und Argumente kommt nur eines mit einer Beschreibung“.<sup>81</sup> Die Devise müsse daher lauten, zunächst rein deskriptiv zu den Dingen vorzustoßen und „sämtliche apriorischen, also der Beobachtung vorausgesetzten Annahmen“<sup>81a</sup> beiseite zu lassen: „Wir sind im Beschreibungsgeschäft. Alle anderen handeln mit Klischees“, so schreibt der Soziologe es einem fiktiven Studenten ins Stammbuch.<sup>82</sup> Im Verzicht auf Vorannahmen also bestehe „das Programm, das den Wissenden von der Bühne stößt. Weg mit Kant! Weg mit der Kritik! Lasst uns zu der nach wie vor unbekanntem und verachteten Welt zurückkehren.“<sup>83</sup>

Latours kämpferische Unbekümmertheit hat seine Ursache in dem Bemühen, den an sich sprachlosen Dingen im gesellschaftlichen Diskurs eine eigene Stimme zu verleihen. Doch erscheint sein Enthusiasmus ein wenig wie Don Quichotes Anrennen gegen Windmühlen epistemologischer Gewissheit. Zu übermächtig und monumental prangt Immanuel Kants Kritik der reinen Vernunft am Firmament moderner Erkenntnislehre. Einer ihrer Kernsätze erklärt das „Ding an sich“ für den forschenden Verstand als unsichtbar. Das erkennende Subjekt könne keinesfalls die absolute physische und psychische Qualität eines Gegenstandes erfassen, sondern nehme sie nur als rationalisiertes Gedankengebilde, als Erscheinung seines Geistes wahr. Die Empirie real existierender Dinge vermöge zwar die Sinne zu ‚affizieren‘, die daraus gewonnene Erkenntnis aber richte sich „nach der Beschaffenheit unseres Anschauungsvermögens (...) weil die Vernunft nur das einsieht, was sie selbst nach ihrem Entwurfe hervorbringt“<sup>84</sup>. Erst ein profundes geistig-theoretisches Rüstzeug macht es folglich möglich, Dinge einzuordnen und gedanklich zu vergegenwärtigen. Forschen ohne ein apriorie bestehendes Kategorien- und Begriffssystem bleibe hingegen ein „bloßes empirisches Heruntappen“<sup>85</sup>. In jeder „Tatsache“, so lässt sich mit Max Weber treffend resümieren, steckt vorgängig also „Theorie“<sup>86</sup>.

Die sich gegen Kant und seinen Kritizismus abzeichnende „Kopernikanische Gegenrevolution“ sollte demnach besser ausfallen<sup>87</sup>. Der Historiker vergibt sich sein wichtigstes Erkenntnisinstrument, sobald er den eigenen Theorie- und Interessenshorizont bewusst ignoriert. Wer voraussetzunglos zur Erkenntnis gelangen wolle, so Charles Darwin, gleiche am Ende jenem Geologen, der ohne Sinn und Verstand „in eine Kiesgrube steigt, die Kiesel zählt und ihre Farben beschreibt“.<sup>88</sup> Die künstlich erzeugte *sancta simplicitas* würde auf diese Weise zur reinen Narrheit. Gerade jedoch, weil sich die „Gegenstände nach unserem Verstande“ richten, bleibt eine strikte Kontrolle der theoretischen Komponente höchstes Gebot. An-

dern die Dinge je nach Perspektive und Fragestellung ihres Betrachters Gestalt und Erscheinungsbild, so bleibt der individuelle Standort des forschenden Subjekts die einzig beherrschbare Basis des Erkenntnisprozesses. Beherrschbar ist sie jedoch nur, solange der Verstand innerhalb handhabbarer gedanklicher Parameter operiert. Diese Handhabbarkeit für den Bearbeiter schließlich muss mit der Nachvollziehbarkeit für potentielle Rezipienten korrespondieren.

Was von der „Methode Bömmel“ übrigbleibt, ist auf der einen Seite die Warnung vor einem allzu raschen Rückgriff auf Makromodelle und Meistererzählungen. Latours Aufruf zu ‚flachen‘ Theorien ist dem auf nur vier apriorische Kategorien des Verstandes reduzierten Erkenntnisapparat seines Kontrahenten Kant in dieser Hinsicht erstaunlich eng verwandt. An dieser Einsicht krankten manche der neueren Entwürfe zur historischen Materialität, indem sie sich äußerlich ins Gewand einer geistig-theoretischen Wende der Kulturwissenschaften kleiden. Der in diesem Band verfolgte methodische Dreischritt mag demgegenüber tatsächlich von einer gewissen *simplicitas* geprägt sein, die seiner Anwendbarkeit und Handhabbarkeit zu Gute kommen soll. Mit einem guten Maß an pragmatischem Enthusiasmus lässt er die umkämpften Frontlinien des aktuellen Materialitätsdiskurses hinter sich. Auf der anderen Seite verfolgt er, wie der alte Bömmel, eine spezifische Strategie der Narration: Denn auch der Lehrer ist ja nicht eigentlich „dumm“, er stellt sich nur so. Aus der Black-Box des Objektes, dem „große schwarze Raum der Dampfmaschine“, lässt er so ganz allmählich ein differenziertes Gedankenbild erwachsen. Sein didaktisches Prinzip ist es, seine Schüler Schritt für Schritt am Erkenntnisgewinn und der gelehrten Entfaltung von Komplexität teilhaben zu lassen. Es spricht vieles dafür, in dieser Kauzigkeit Klugheit zu erblicken. Beschreibend vom konkreten Objekt auszugehen und erst in den Folgeschritten die Perspektive auszuweiten, war uns bei der methodischen Konzeption dieses Bandes daher ein elementares Anliegen.<sup>89</sup>

→ 26 ■

## 1. Schritt: Geschichte des Objekts

Sammeln, sichten, sortieren: Der erste Schritt jeder Annäherung an das Objekt besteht in der möglichst präzisen Erfassung seiner äußeren Gestalt und deren Genese. Geklärt werden müssen materielle Zusammensetzung, Formgebung und Erhaltungszustand, mögliche Bearbeitungsstufen und Phasen der Überlieferung. Im Idealfall sind Informationen zur Technologie der Herstellung, der Typologie der Objektgruppe und ihrer geographischen Verbreitung heranzuziehen und im interdisziplinären Rahmen Expertisen einzuholen.

Das vorderhand stupide Sammeln von Objektdaten ist weder banal noch zweckfrei. Ziel muss es sein, alle greifbaren Partikel als potentielle Ansatzpunkte einer späteren Interpretation verfügbar zu machen, ohne vorgängig eine Selektion nach Kriterien der Relevanz vorzunehmen. Auf diese Weise lassen sich Zirkelschlüsse effektiv vermeiden: Der akribische Blick auf das Detail schützt davor, eige-



Wer den Namen des Unholds kennt, der bricht seine Macht und nimmt ihm den Schrecken. Dieses traditionelle Märchenmotiv hat längst auch wissenschaftlich Schule gemacht: Eine geschickte Begriffsbildung kann komplexe Sachverhalte gedanklich reduzieren und somit beherrschbar machen.

Ein solches Zauberwort lautet ‚Affordanz‘.<sup>90</sup> Es domestiziert eine Streitfrage, die im Rahmen des Netzwerkes konträre Standpunkte offenbart hat: Enthalten Dinge Dispositive? Inwieweit sind ihrer Form und Substanz im Zuge ihrer Herstellung feste Handlungsskripts einprägt worden? Geht man unter Ausschluss soziokultureller Faktoren davon aus, dass die Form streng der Funktion und diese wiederum der menschlichen Physis folgt, so wäre eine Kaffeetasse „an sich“ zum Gebrauch als Trinkgefäß bestimmt. Selbstverständlich aber lässt sie sich jederzeit auch anders verwenden: Als Briefbeschwerer, Blumentopf oder Kuchenform. Ohne Kultur wäre sie als Tasse gegenstandslos. Andererseits: als Schreibgerät oder Sitzmöbel ist sie kaum geeignet. Offenbar vereinen sich in ihr untrennbar objektiv-physische und subjektiv-kulturelle Eigenschaften.

Der Begriff der Affordanz weist einen Ausweg aus diesem Dilemma. Der amerikanische Psychologe James J. Gibson bezeichnete damit „eine bestimmte Kombination der Eigenschaften seiner Stofflichkeit und Oberfläche, betrachtet in Bezug auf ein Lebewesen“.<sup>91</sup> Materialität wird damit eine Art vorsprachlicher „Eigensinn“ zugeschrieben, der allerdings nicht aus sich selbst heraus kulturell sinnbildend wirkt. Er ist vielmehr als mögliche Handlungs- und damit auch Deutungsanregung zu betrachten. Affordanz ist weniger Programmierung als Prognosemittel für den möglichen Umgang mit Dingen. Sie bezeichnet die gesteigerte Plausibilität bestimmter Rezeptionspraktiken. Damit wird sie zugleich zum legitimen Ansatzpunkt historischer Rekonstruktion.

Doch wie wirkungsvoll ist dieses Zauberwort? Lässt sich durch den Affordanz-Begriff beispielsweise jener Mamorblock erklären, von dem der Bildhauer dem bekannten Bonmot zufolge alles abschlägt, was nicht nach Löwe aussieht? Grenzen und graduelle Abstufungen von Affordanzen wären im Einzelfall genauer zu bestimmen. Wie ein Puzzleteil, das sich aufgrund seiner Stanzung scheinbar wie von selbst in die vorgesehene Position einfügt, mag sich ein Gegenstand in bestimmten Gebrauchskontexten eindeutig zur Verwendung anbieten. Doch die Anregungen, Angebote oder Aufforderungen eines Artefakts müssen keineswegs aufgegriffen werden, noch weniger sind sie absolut zu setzen. So verdanken wir die Erfindung des Cupcakes einer vielleicht unplausiblen, doch historisch nicht weniger wirksamen Affordanzannahme des Objektes ‚Keramiktasse‘.



**Abb. 2** Handmade by Ina Keupp

ne Erwartungs- und Wissensbestände zum Ausgangs- und zugleich Zielpunkt des Deutungsversuches zu machen. Dabei gilt es, größtmögliche Offenheit für die Anregungen zu bewahren, die das Objekt selbst bereithält: Sogar basale Objekteigenschaften wie Größe und Gewicht eines Gegenstandes können physische und physikalische ‚Affordanzen‘ enthalten, also auf plausible bzw. unmögliche Kontexte der Verwendung und Bedeutung verweisen. Spuren von Gebrauch oder künstlerische Gestaltung markieren die Intensität der Auseinandersetzung mit einem Gegenstand und machen eine Einordnung in soziale und geistige Milieus möglich. Selbst wenn Objekte nicht als Text lesbar sind, besitzen sie stets latente Referenzen auf die Sinnzusammenhänge, denen sie entstammen. Diese versteckten Verweise lassen sich für eine spätere Deutung nur verwenden, wenn sie zuvor erkannt und protokolliert worden sind. → 28 ■

Da der hier vorgeschlagene Ansatz besondere Aufmerksamkeit auf ein Einzelobjekt legt, gehören zu den beobachtbaren Details nicht nur die offensichtlichen Eigenheiten, die dem Objekt bei seiner Herstellung eingeschrieben wurden, sondern auch die im Laufe seiner Lebenszeit hinzugekommenen Charakteristiken. Abnutzungsspuren, gezielte Veränderungen wie die Zerstörung oder Umformulierung von Besitzmarken sowie die Ergänzung neuer Zeichen wie etwa einer Inventarnummer durch Archäologie oder Museumskuratoren geben oftmals ausgezeichnete Hinweise auf die unterschiedlichen Stadien im Lebenszyklus des Objekts. Erst wer auf die in einer vierten Sprache verfasste Inschrift auf dem berühmten Stein von Rosette achtet, erkennt die Komplexität solcher Objektgeschichten: Eine häufig übersehene englische Inschrift bemerkt die Eroberung des Steins durch die britische Armee, die 1801 den napoleonischen Truppen das Fundstück abnahm. Sie verweist damit auf den historischen Besitzwechsel, der zugleich begründet, warum Neil MacGregor, der Direktor des British Museum, auf diese vierte Inschrift aufmerksam machte – und nicht sein Kollege aus dem Louvre.<sup>94</sup>

Und was ist schon eine sinnlose Datenansammlung, so könnte man nach der durch Giorgio Riello vorgelegten Analyse eines Mieders fragen.<sup>95</sup> Nicht nur, dass das Objekt aus dem frühen 18. Jahrhundert die mehrfache Überarbeitung solcher Kleidungsstücke unter Angleichung an den veränderten Modegeschmack in folgenden Generationen nachweist; und nicht genug damit, dass das in einem Haus im englischen Nether Wallop in Hampshire gefundene Stück über einem Herd verborgen wurde und damit wohl einem verbreiteten Brauch solcher Niederlegungen von persönlichen Stücken der Besitzer an Hausöffnungen entsprach, was auf einen volkstümlichen Glauben an die Wirksamkeit solcher Präsenthaltungen im Objekt verweisen könnte. Nein, die erstaunlichste Wende der Untersuchung erfolgte, als man die Knochen naturwissenschaftlich untersuchte, die das Mieder verstärkten: Die DNA-Analyse der dafür verwendeten Walknochen ermöglichte den Nachweis einer bis dahin noch nicht bekannten Walart, die biowissenschaftliche Narrative über die Biodiversität im Nordatlantik hinterfragte.<sup>96</sup> Der Fall warnt davor, im ersten Schritt zu rasch Einzelheiten der ‚Geschichte des Objekts‘ in

## Sherlock Holmes, der positivistische Blick des 19. Jahrhunderts und die Spuren unsachgemäßen Gebrauchs

Die exakte Beobachtungsgabe des berühmten Detektivs aus der Bakerstreet 221B ist weidlich bekannt und beschrieben. Was er als die Fähigkeit zur „deduction“ bezeichnet, markiert tatsächlich ein abduktives Erkenntnisverfahren: Holmes schließt vom konkreten Detail und der allgemeinen Regel auf den großen Plan des Verbrechers. Der Philosoph Charles Sanders Peirce hat diese Methode stets mit einem hypothetischen „may be“ verknüpft, sie aber zugleich als „die einzige logische Operation, die irgendeine neue Idee einführt“, bezeichnet.<sup>92</sup> Es kann daher für Dingwissenschaftler nicht schaden, dem Meisterdetektiv über die Schulter zu schauen, wenn er die Taschenuhr seines Freundes Watson unter seine Lupe nimmt und den Vorbesitzer schließlich als Lebemann und Trinker identifiziert:

„Nein, nein: ich rate nie. Das ist eine widerwärtige Gewohnheit, die jede logische Fähigkeit zerstört. Die Sache erscheint Ihnen nur sonderbar, weil Sie weder meinem Gedankengang folgen, noch die kleinen Anzeichen beobachten, die zu großen Schlußfolgerungen führen können. Wie bin ich zum Beispiel zu der Ansicht gelangt, daß Ihr Bruder [der bisherige Besitzer] nachlässig war? – Betrachten Sie einmal den Deckel der Uhr genau. Sie werden bemerken, daß er nicht allein unten an zwei Stellen eingedrückt ist, sondern auch voller Schrammen und Kratzer – eine Folge der Gewohnheit, andere harte Gegenstände, wie Münzen oder Schlüssel, in derselben Tasche zu tragen. Wer aber eine so kostbare Uhr auf solche Weise behandelt, muß ein nachlässiger Mensch sein. Um das zu erkennen, bedarf es keines großen Scharfsinns. (...) Betrachten Sie nun noch den inneren Deckel der Uhr. Sehen Sie die tausend Schrammen rund um das Schlüsselloch – Spuren, wo der Schlüssel ausgeglitten ist? Bei der Uhr eines nüchternen Mannes kommen solche Kratzer nicht vor; auf der Uhr eines Trinkers findet man sie regelmäßig. Er zieht sie nachts auf und hinterläßt diesen Beweis von der Unsicherheit seiner Hand. Wo ist in alledem ein Geheimnis?“<sup>93</sup>

Überlassen wir all jene, die sich wie Dr. Watson „zu dumm“ fühlen, derartige Schlussfolgerungen zu ziehen, der immer wieder anregenden Lektüre von Sir Arthur Conan Doyles Werken. Gewiss erweist sich der Positivismus seines Protagonisten als verführerische Fassade: Was Holmes mit unerschütterlichem Selbstvertrauen als evident betrachtet, ruht letztlich auf dem wackligen Fundament eines Plausibilitätsschlusses. Als Auslöser für die zitternde Hand des Uhrenbesitzers käme mithin eine Parkinsonerkrankung ebenso in Frage wie religiöses Erweckungsfieber. Gerade weil wir als Mediävisten die ‚Gesetzmäßigkeiten‘ unserer fernen Epoche weit weniger durchdringen als Holmes die geordnete Welt des Viktorianischen Zeitalters, gelangt die abduktive Methode rasch an ihre Grenzen. Doch mag die literarische Imagination des unfehlbaren Detektivs uns Inspiration genug sein, die scheinbar unwichtigen Details niemals aus den Augen zu verlieren.



**Abb. 3** © The Sherlock Holmes Museum, 221b Baker Street, London, England

dem vermeintlichen Vorwissen über das später zu wählende Narrativ zu unter-schlagen.

Um schließlich die reine Datenanhäufung in eine strukturierte ‚Geschichte des Objekts‘ zu verwandeln, bietet sich entsprechend eine ‚biographische‘ Ordnung an. Die Phasen von Konzeption und Herstellung, Weitergabe und Verwendung so-wie Endnutzung bzw. Entsorgung sind ebenso zu berücksichtigen wie die Rezep-tion als Museumsobjekt oder Forschungsgegenstand.<sup>97</sup> Dieses Arrangement kann keineswegs ‚kontextfrei‘ erfolgen, sollte aber möglichst sparsam mit Sinnzuschrei-bungen arbeiten. Vor allem sollte es dazu angelegt sein, aus der Betrachtung des Objektes heraus Fragen aufzuwerfen und hypothetische Lesarten zu entwickeln, die die Agenda der folgenden Arbeitsschritte bereichern. → 30 ■

## 2. Schritt: Geschichte im Objekt

Was wäre, so fragte 1861 der Berliner Schriftsteller Aaron Bernstein, wenn eines Tages ein berühmter Astronom zu Besuch käme, um das folgende fantastische An-gebot zu unterbreiten: „Siehe ich will dir in deinem Zimmer ein Kunstwerk hohen wissenschaftlichen Werthes ausstellen das vor deinen Augen ein getreuliches Bild abgibt von dem Lauf der Sonne am Himmelszelt oder richtiger von der Umdre-hung der Erde um ihre Axe“?<sup>101</sup> Der wundersame Mechanismus sei in der Lage, den Stand der Sonne selbst bei dichtester Wolkendecke und in finsterster Nacht anzu-zeigen. Ohne eigene Anstrengung könne sein Besitzer den täglichen Lauf des Zen-tralgestirns erfassen, genauer noch „als je die unsterblichen Meister und Forscher Hipparch Ptolemäus und Copernikus es herausbringen konnten“<sup>102</sup>. Ein kostspieli-ges Kuriosum?

Mitnichten, so fährt der Autor fort, des berühmten Astronomen bedürfe es längst nicht mehr. Seine geheimnisvolle Apparatur sei bereits ein Gegenstand des Alltags geworden: Es sei eine triviale Taschenuhr, mit deren Hilfe man die Zeit ganz ohne Himmelbeobachtung zu jeder Stunde exakt ermitteln könne. Ein Wunder-werk sei sie gleichwohl, denn Jahrhunderte astronomischer und technologischer Wissensproduktion habe ihr ihre allbekannte Gestalt verliehen: „Wie sonderbar ist es doch daß Millionen Menschen gar nicht ahnen welch einen Gedankenreichtum sie in den Westentaschen mit sich herumschleppen.“<sup>103</sup>

Wie die Taschenuhr ein ganzes Universum kultureller Leistungen in sich trage, so sei der Alltag insgesamt voller Wunder. Sie zu vergessen oder besser: zu triviali-sieren, entlaste den Alltag des Menschen, indem man gedankenlos auf die Gedan-kenfülle anderer zurückgreifen könne. Der Psychologe Moritz Lazarus griff im Fol-gejahr auf diese Anregung zurück: „Fern von seinem Beginn und völlig unerwartet schlingt sich der Faden höchster Geistes-cultur in die Formen der alltäglichsten Dinge“, so resümierte er.<sup>104</sup> Dahinter stecke ein Prozess der „gedanklichen Verdich-tung“, der vom Standpunkt des Wissenschaftlers indes keine geistige Einbahn-straße darstellen dürfe. Der einstige Gedankenreichtum sei keineswegs unwieder-

Was der Soziologe Ulrich Oevermann vorschlägt, ist keine Rückkehr zu einem Realismus ‚objektiver‘ Wirklichkeitserfassung. Gemeint ist vielmehr die Rekonstruktion über-individueller, nicht subjektiver, wie er selbst sagt: ‚latenter‘ Sinnstrukturen.<sup>98</sup> Historiker würden dies vielleicht als Kulturmuster oder Mentalitäten in der *longue durée* umschreiben.

Wie die Beiträge dieses Bandes geht auch die Objektive Hermeneutik als strikt empirische Methode qualitativer Sozialforschung vom Einzelbefund aus und sucht daraus hypothetische Eindrücke übergeordneter Sinnstrukturen zu gewinnen. Anwendung findet das Analyseverfahren nicht nur auf menschliche Akteure und Gemeinschaften, sondern auch auf Gemälde, Landschaften, Gebäude, archäologische Fundkomplexe – ganz generell auf Dinge aller Art. Wenn sich auch das erklärte Ziel einer Rekonstruktion überzeitlich gültiger Gesetzmäßigkeiten vom kulturwissenschaftlichen Zugriff dieses Bandes abhebt, halten die fünf Grundprinzipien der Objektiven Hermeneutik (nach A. Wernet) doch instruktive Anregungen für jede Form der Objektbetrachtung bereit.<sup>99</sup>

1. Das Prinzip der Kontextfreiheit fordert „ein unvoreingenommenes, radikales Sich-Einlassen auf die jeweilige Besonderheit des Gegenstandes“<sup>100</sup>. Der Umgang mit dem verfügbaren Kontextwissen wird dabei zur Wasserscheide, an der sich gute und schlechte Interpretationen scheiden. Ein Text, ergo auch ein Artefakt, sei als „eigenständiges Wirklichkeitsgebilde“ ernst zu nehmen. Es gelte im Schritt der ersten Annäherung, der Gefahr unnötiger Zirkelschlüsse ebenso zu entgehen und eine paradigmatisch vorgeprägte Eingleisigkeit der Interpretation zu vermeiden.

2. Das Prinzip der Wörtlichkeit verlangt, kein noch so kleines Detail des Objektes außer Acht zu lassen. Fehlstellen, Schrammen oder dysfunktionale Eigenschaften können als Ankerpunkte zur Entschlüsselung bislang unbekannter Praktiken und Deutungen beitragen. Die Unvollkommenheit der Dinge ist niemals zugunsten eines ideal-verklärten ‚Undings‘ zu glätten.

3. Das Prinzip der Sequenzialität verweist darauf, dass die überlieferten Objekte niemals aus einem Guss geschaffen sind, sondern verschiedene Stadien der Erschaffung und des Gebrauches durchlaufen haben. Sie gilt es Schritt für Schritt getrennt nachzuvollziehen, um Fehldeutungen *ex post* zu vermeiden.

4. Das Prinzip der Extensivität lädt zum Erzählen und Fabulieren ein. Es sieht vor, möglichst viele denkbare Lesarten zu generieren, indem es die Dinge als offene Möglichkeitsräume für Narrative betrachtet. Hier geht es schlichtweg darum, das Spektrum der Optionen auszuloten, bevor ein kontextbezogener Selektionsprozess einsetzt.

5. Das Prinzip der Sparsamkeit bringt an dieser Stelle das Occam'sche Rasiermesser ins Spiel. Es reduziert die Zahl der Lesarten auf diejenigen, die sich nach Möglichkeit ohne zusätzliche Hypothesenbildung unmittelbar aus dem Objekt heraus begründen lassen. Der Interpret wird damit nochmals auf seinen Untersuchungsgegenstand und dessen ‚Eigensinn‘ verpflichtet und vor Kapriolen der eigenen konstruktiven Phantasie (der nach Johannes Fried schädlichen Illusion gegenüber der produktiven Imagination) bewahrt.

bringlich vergessen und verloren, sondern im Gegenstand der Taschenuhr ‚objektiv‘ weiter vorhanden: „nur subjectiv ist mit dem Anblick der Uhr (...) der ganze Inhalt nicht gegeben.“<sup>105</sup> Eine Rekonstruktion müsse ebenso möglich wie wissenschaftlich geboten sein.

Die Vorstellung eines ‚objektiv‘ im Wassertropfen der Objekte eingeschlossenen Wissensuniversums lässt sich mit guten Gründen bestreiten. Die simple Feststellung aber, dass sich in der materiellen Form des jeweiligen Untersuchungsgegenstands unzählige Facetten kulturell geformten Denkens und Handelns wie durch ein Brennglas gebündelt ‚verdichtet‘ haben, wirkt elektrisierend. Ob als „verfestigte oder kristallisierte Arten gesellschaftlichen Handelns“<sup>106</sup> (Durkheim/Linde) oder verdinglichte „Objektivierung“ sozialer Sinnstrukturen (Berger/Luckmann)<sup>107</sup>: Das Verhältnis von Wissensordnung und Materialität ließe sich als dialektisches beschreiben. Dies macht den Versuch zumindest lohnenswert, einzelne Stränge der ‚Geschichte im Objekt‘ erneut sichtbar zu machen. Aufgreifen mag man dabei die Annahme Werner Sombarts, dass Produkte des Alltags wie Kleidung, Nahrungsmittel und Möbelstücke nicht ausschließlich der „physiologischen Notdurft des Menschen“ dienen, sondern zugleich einer epochen- und kontextspezifischen „Kulturnotdurft“ folgen, die es zu erfassen gilt.<sup>108</sup>

Gefordert ist eine konsequente Ent-Trivialisierung der Objekte. Alles, was der erste Arbeitsschritt sachlich-nüchtern registriert hat, ist nunmehr penibel zu hinterfragen. Die Gegenstände sind nicht mehr eo ipso als Zeugen der Vergangenheit zu betrachten, sondern in ihrer Genese zu historisieren und an die Wissensformationen und Diskurse ihrer Zeit rückzubinden. Zu diesem Zweck ist auf der einen Seite der physischen und kulturellen Affordanz des Objektes selbst nachzuspüren: Welche geschichtlichen Prozesse und Zeitbedürfnisse haben die empirisch fassbaren Eigenschaften hervorgebracht bzw. konserviert? Auf der anderen Seite bietet sich ein Abgleich mit weiter gefassten Objektgruppen, bildlichen Darstellungen und schriftlichen Quellenbelegen an: Ein Ausleuchten des kulturellen Kontextes vermag die Realie in ihrer jeweiligen Singularität bzw. Serialität zu profilieren und Akte der Anpassung an spezifische Situationen hervorzuheben.

Unvermeidlich nimmt bei diesem Arbeitsschritt die Distanz zur physischen Materialität und Funktionalität des Untersuchungsgegenstandes zu. Eine Uhr ist nun nicht mehr notwendig ein Instrument zur Zeitbestimmung: Wasseruhren waren zwar insbesondere im Nahen Osten nicht ungebrauchliche Geräte zur Zeitmessung; doch die Apparatur, welche Karl der Große nach Ausweis der Reichsannalen 807 als Geschenk des Kalifen Harûn al-Raschîd erhielt, wurde vom Rezipienten weit weniger aufgrund ihrer chronometrischen Funktionalität geschätzt.<sup>109</sup> Im Gegenteil: Ihr auf lineare Zeitabläufe ausgerichteter Mechanismus erweist sich als inkompatibel mit den in Aachen praktizierten Gebetszeiten mit ihren jahreszeitlich schwankenden Stundenläufen. Sinnfrei war die Gabe daher keineswegs, wie ihre begeisterte Aufnahme belegt. Allein schon wegen der hohen Kunstfertigkeit ihrer Ausführung, aber wohl auch wegen des ausgeprägten astronomischen Interesses des Karlshofes fand die Apparatur als angemessene Ehrung für den Frankenherrscher Akzeptanz.